



Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen.
Expedition und Annoncen-Annahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Nach durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

28. Jahrg.

Die kleinen Patrioten in Uebersee.

Sind da zwei Knirpse, erst kaum sieben Jahr,
Mit deutschblauen Augen und blondem Haar,
Den Ranzen am Rücken, zur Schule bereit.
Ich hörte sie reden über Kriegeszeit.
„Du,“ sagte der eine mit ernstem Gesicht,
Geburtsstagsfeier gibt's dieses Mal nicht,
Das Geld für unsere Geburtsstagsgaben

Das sollen die deutschen Krieger haben.“
„Ja,“ sagte der andere ohn' Besinnen,
„Und schön ist's, daß wir Deutschen gewinnen!“
Er sagte das mit solch strahlendem Blick
Seiner blauen Augen voll lachendem Glück,
Daß mir's wurde im Herzen so eigen warm.
Ich nahm die Knirpse in meinen Arm

Und streichelte ihnen die blühenden Wangen.
Dann bin ich beglückt meines Weges gegangen.
Gott schüß' euch, „Jung-Deutschland in Uebersee“,
Euer Vaterland trifft jetzt bitteres Weh;
Doch gibt's solcher Patrioten noch mehr,
Ist's uns nicht bang' um die Zukunftweh!
Primer-Roharilo, Evang. Gem.-Bl. f. d. La-Plata-Staaten.

Die Prachtmenschen.

Roman von H. Richsch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Das ist aber interessant. Sonst hört man immer nur von ehemaligen Droschkenkutschern und dergleichen. Ich freue mich, daß auch ein Angehöriger der gebildeten Kreise den Sprung auf die Bühne nicht gescheut hat. Das wird der ausübenden Kunst und dem Ansehen ihrer Jünger nur förderlich sein.“ — „Ich hoffe, das wird es, Elenore.“ Hans Joachim's Stimme klang bewegt. Das Mädchen sah ihn erstaunt an. Doch schon fragte Hilde: „Und wer ist Fräulein Steinau?“ Auch eine vom Himmel gefallene Größe? Bis nach München ist ihr Name noch nicht gedrungen, während wir sonst über Eure ersten Sängers doch ganz gut unterrichtet sind. Das erfordert schon der Reiz.“

Hans Joachim beugte sich tief auf den Theaterstuhlgeländer herab, als wollte er

sein Gesicht verbergen: „Fräulein Steinau ist auch erst seit ungefähr anderthalb Jahren an unserer Oper. Sie ist direkt vom hiesigen Konservatorium zu uns gekommen. Kritik und Publikum loben sie einstimmig, doch Ihr werdet ja selbst hören und urteilen.“ Hilde wollte noch etwas fragen, doch die Overtüre begann. Während der Pause verließen die Prachtmenschen ihre Loge, um sich ein wenig zu ergehen.

Raum waren sie in den breiten, mit roten Teppichen belegten Garderobenraum getreten, als ein schlanker, elegant gekleideter Herr von vielleicht 26 Jahren auf Hans Joachim zuellte: „Freund, darf ich Dich befragen und Wissens Sorge tragen, woher Du kamst der Fahrt? Servus, Hans Joachim. Ah, bitte um Verzeihung. Du bist nicht allein?“



Einschiffung ausgehobener Mannschaften im Hafen von Konstantinopel.
Das Kriegsschiff im Hintergrund ist der Kreuzer „Midilli“, der sich bei den Kämpfen im Schwarzen Meer wiederholt ausgezeichnet hat.

Hans reichte dem Fragenden, einem lieben Kameraden aus der Leutnantszeit, die Hand und stellte ihn dann seiner Familie vor: „Herr von Serkowitz, Oberleutnant bei den Gardereitern. Ein alter, lieber Kamerad aus meiner Landsknechtsperiode.“

Serkowitz, dessen hübsches, offenes, gesundes Gesicht mit den klaren blauen Augen sofort für sich einnahm, wandte sich lebhaft an die jungen Damen: „Ich bitte meine Frage nicht als müßige Neugier zu deuten: Sind die Damen mit Herrn Oberst von Zenssch in München verwandt?“



König Konstantin von Griechenland.

„Biemlich nahe sogar. Er ist unser Vater.“ Hilde lachte freundlich, der hübsche junge Offizier gefiel ihr.

„Das freut mich außerordentlich, gnädiges Fräulein. Ich habe Herrn von Zenssch kennen und hochschätzen gelernt, als ich vor einigen Jahren zur Kriegsakademie in Berlin kommandiert war.“

„Es freut uns, einen Bekannten unseres Vaters so unverhofft zu entdecken, Herr von Serkowitz. Wir sind erst seit einigen Tagen bei unserm Onkel zu Besuch.“

Serkowitz strahlte Elenore mit seinen hellen Augen förmlich an, sie gefiel ihm außerordentlich. Er hatte sie schon in ihrer Loge heimlich beobachtet und war beim Beginn der Pause sofort hinunter und nach ihrer Seite gestürzt. Brachts sahen links, er im zweiten Rang rechts.

„Daß die Damen fremd sind, weiß ich längst, gnädiges Fräulein. Solche Gesichter wären mir unbedingt aufgefallen. Aber wollen die Herrschaften nicht lieber im Foyer promenieren? Man sieht und wird gesehen.“

Im Foyer bewegte sich eine vielhundertköpfige Menge langsam von links nach rechts, dann rückwärts wieder im gleichen Tempo. Einige Freunde frischer Luft waren auf den breiten Balkon hinausgetreten. Die alten Brachts schlossen sich diesen an, auch das junge Volk trat einen Moment heraus. — „Wer ist der steinerne Gast dort inmitten des Platzes hoch zu Ross, der uns recht ungalant den Rücken kehrt?“ Hilde sah Serkowitz fragend an.

„Sachsens vormaliger gelehrter Herrscher, gnädiges Fräulein, König Anton, der ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt war und sich besonders gern mit Musik und genealogischen Studien beschäftigte.“

„Aha, deshalb hat ihn das Volk auch hoch zu Ross, als Ritter ohne Furcht und Tadel, dargestellt. Es geht nichts über geschichtliche Treue. Aber heute interessieren mich die Lebenden viel mehr, als die in Erz gegossenen Toten. Wir wollen im Foyer promenieren und die Dresdener Gesellschaft studieren. Kommst Du mit, Elenore?“

Elenore bejahte. Hans Joachim und der jüngste Bracht schlossen sich ebenfalls an.

„Geht nur, Kinder. Uns alten Leuten tut die frische Luft gut, nicht wahr, Bracht? Wir finden uns schon wieder hinauf.“ Frau Bracht sah ihren Mann bedeutungsvoll an, so daß dieser ihren Wunsch verstehen mußte. Dann lächelte sie den Mädchen freundlich zu. In ihrem Innern war es nicht ganz so ruhig. Sie hatte das Auftreten des eleganten, hübschen jungen Offiziers, der auch in dem knapp sitzenden Zivilanzug von tadelloser Figur war, nicht gern gesehen, zumal er sein Interesse für Elenore recht deutlich zu erkennen gab. Sie wollte keinen Nebenbuhler ihres Lieblings. Die Mädchen sind oft unberechenbar! Hans Joachim war seit einigen Monaten noch stiller als früher; Herr von Serkowitz schien ein gewandter, fluger Plauderer zu sein, der ein Mädchen wie Elenore wohl fesseln konnte.

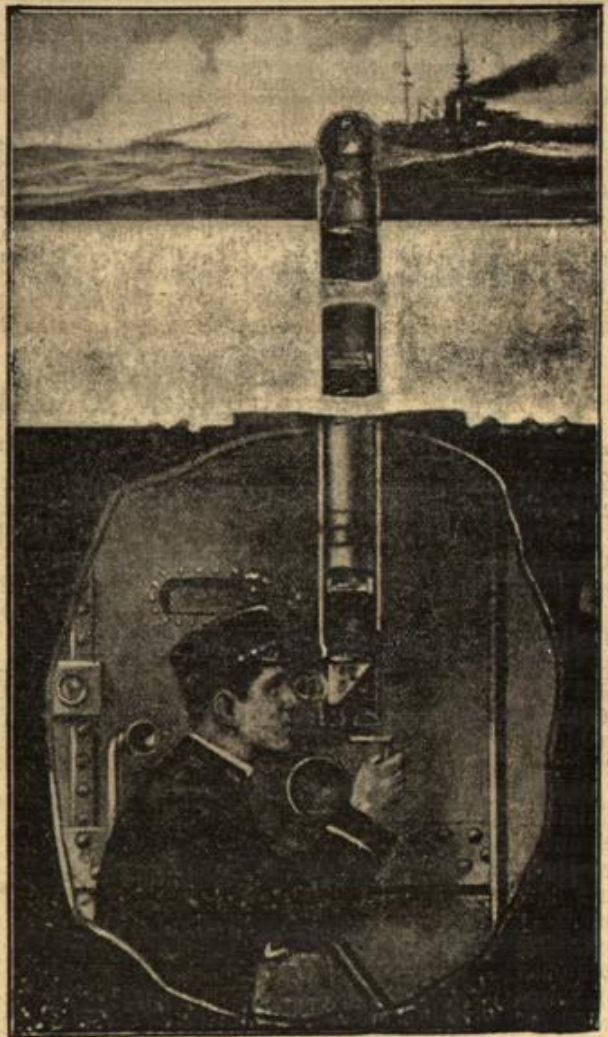
War es so undenkbar, daß er die schöne Nichte wirklich festsetzte? Frau Bracht zog es daher vor, mit ihrem Manne auf dem Balkon zu bleiben, damit dieser, ahnungslos und un-

schuldboll wie alle Männer bei gleicher Gelegenheit, nicht etwa Herrn von Serkowitz aufforderte, mit ihnen im Leipziger Garten zu speisen. Es war zwar recht kühl draußen, sie hatten weder Krügen noch Tuch, aber lieber setzte sie sich der Gefahr eines Schnupfens aus, als die ihr größer erscheinende Gefahr in den Kauf zu nehmen.

Serkowitz versuchte gewandt, an Elenores Seite zu kommen, doch die beiden Brachts hatten ihre Arme unter die des Rufins geschoben. Hans Joachim hatte es unbewußt getan, der jüngere wollte sich mit seiner bildschönen Rufine zeigen. Elenore erregte Aufsehen, und mancher bewundernde Blick folgte ihr. Hans Willibald hatte einige Schulkameraden im Theater entdeckt, die sollten ihn Arm in Arm mit dem schönsten Mädchen sehen. So mußte Serkowitz sich der jüngeren Schwester widmen; dafür hatte er die Freude, die edle Kopfform und die reinen Linien des Halses bei Elenore bewundern zu können. Während Elenore und Hans Joachim über die Musik sprachen, wandte Hilde sich an den jungen Offizier: „Machen Sie mich ein wenig mit der Gesellschaft bekannt, Herr von Serkowitz. Wenn ich im Theater bin, treibe ich gern Medisance. Erschrecken Sie nicht, nur in mäßigen Dosen und ohne wirkliche Bosheit.“

„Davon war ich von vornherein überzeugt, gnädiges Fräulein. Ich verstehe mich ein wenig auf die Augensprache, nein, nicht die der feurigen Spanierinnen! Daher weiß ich, daß Sie nicht boshaft sein können.“

„Danke für das Kompliment, Herr Oberleutnant. Und



Das Periskop der Unterseeboote. Nach englischer Darstellung.

Das Periskop ist das sogen. Sehrohr, mit dem der Führer des Unterseebootes bei der Fahrt unter Wasser die Oberfläche des Wassers überschaut und das Vorhandensein feindlicher Schiffe feststellen kann.

nun sagen Sie mir: Wer ist die große, elegante Dame in dem schwarzen Paillettenkleid. Eine auffallende Erscheinung.“

„Sie ist die Gattin von Lord Cromer, eine Pflanze unserer Fremdenkolonie. Ebenso flug als schön.“

„Das will bei einer Frau viel sagen. Sie sehen mich erstaunt an? Ich bin ehrlich und gerecht, Herr von Serkowitz. Und jene Dame in dem weißen Crêpekleid mit den Wolken von Chiffon? Auch eine bemerkenswerte Erscheinung.“

„Mit Hudson, die Gattin eines steinreichen Amerikaners, der sich vor einiger Zeit in Dresden niedergelassen hat. Zene merliche, bildhübsche Brünette mit den lebhaften Bewegungen einer Südamerikanerin, Witwe, Besitzerin einiger Dugend großer Plantagen. Der interessante Herr hinter ihr ist ein ungarischer, ungarischer Edelmann.“

„Sehen Sie den langen Baban dort, Herr von Serkowitz, Verzeihung für die etwas burschikose Bezeichnung — mit dem weltlichmerzalichen Ausdruck in dem hübschen Kindergeſicht? Die Augen dagegen sind die eines Lebegeries. Er geht wie ein König inmitten seines jungen weiblichen Hofstaates.“

„Mister Campbell. Erbt dereinst außer achtzig Millionen den Baronettitel des Vaters. Vorzüglicher Tennisspieler, ausgezeichnete Reiter!“

„Sonstige Verdienste?“

„Er war vorsichtig in der Wahl seiner Eltern, gibt den Ton in der Krabattenmode an und trägt ein Monofel.“

„Sie können recht boshaft sein, Herr von Serkowitz. Aber sagen Sie mir: besteht denn die Dresdener „Gesellschaft“ nur aus Fremden? Alles, was ein wenig aus dem Rahmen des Alltäglichen herausfällt, scheint „Fremdenkolonie“ zu sein.“

„Selbst auf die Gefahr hin, in allerhöchste Ungnade zu fallen: Ich kann's nicht ändern; wie Sie gesagt haben, so ist es! Die Dresdener Gesellschaft geht nur ins Theater, wenn etwas ganz Außergewöhnliches los ist, etwa ein Marsbewohner singt oder ein Feuerländer eine neue Oper dirigiert.“

„Sie verstehen gut zu spotten“, sagte Silde, gerade als das Signal ertönte. „Schadel“ fügte sie bedauernd hinzu.

„Ich plauderte auch viel lieber mit Ihnen, als daß ich den edlen Ritter Lohengrin die rührsame Geschichte von seinem Papa Parsival erzählen höre“, stimmte ihr Serkowitz lebhaft bei. „Sage, Hans Joachim, darf ich die Herrschaften nach dem Theater nicht wiedersehen? Sie soupierten doch gewiß noch in irgend einem besseren Lokal! Darf ich nicht mein Butterbrot in demselben Restaurant verzehren?“

„Wir sind im Leipziger Garten, Serkowitz. Wenn es Dir Spaß macht, komme doch hin. Meine alten Herrschaften wird es gewiß freuen, für die übernehme ich Garantie, und Ausfchens können sich ja selbst äußern.“

„Es wird uns sehr angenehm sein, Herr von Serkowitz.“ Elenore nickte dem Kameraden des Betters freundlich zu.

Silde hielt dem Bittenden die Hand hin und schüttelte sie fräftig: „Kommen Sie nur, Sie Spottvogel, und bringen Sie mir eine bessere Meinung von Ihrer Dresdener Gesellschaft bei!“

Bracht hatte telephonisch einen Tisch reservieren und ein gutes Souper bestellen lassen. Für Herrn von Serkowitz, der sich zum unangenehmen Erstaunen Frau Brachts pünktlich einstellte, wurde noch ein Aubert eingeschoben. Der Zufall war ihm günstig. Serkowitz fand zwischen den beiden jungen Damen Platz. Links von Elenore saß Hans Joachim. Ihnen gegenüber hatten sich die beiden alten Brachts mit Hans Willibald niedergelassen, die Stühle blieben frei.

Zu Sildes größtem Aerger wandte sich Serkowitz mehr an die ältere Schwester, trotzdem er eigentlich ihr Tischherr war. Hans Joachim sah recht schweigsam vor seinem Keller, ohne Serkowitz wäre das mit so hochgespannten Erwartungen begrüßte Souper im Leipziger Garten wahrscheinlich langweilig geworden, denn auch Elenore antwortete nur verträumt auf alle Fragen. Während Herr und Frau Bracht sich über die Wahl des Weines besprachen, wandte Serkowitz sich lebhaft an Elenore: „Wie hat Ihnen unser neuer Stern gefallen, gnädiges Fräulein? Doch ein vielversprechendes Talent!“

„Ich glaube, Herr von Serkowitz. Mir stockte förmlich der Atem, als der Schwanenritter erschien und mit seiner wunder-vollen Stimme „Nun sei bedankt mein lieber Schwan“ sang.“

„Mir ging es gerade so, Elenore“, sagte Silde lebhaft. „Sie haben recht, meine Damen, aber diesen Stern meine ich nicht. Ich dachte an unseren neuen weiblichen Star, Fräulein Steinau.“

„Fräulein Steinau?“ Elenore sagte es ganz verträumt. „Sie hat mir außerordentlich gefallen. Wundervolle Stimme, schöne Erscheinung, edles, vornehmeres Spiel. Sie vereinigt alle Vorzüge auf sich. Nur eines ist mir an ihr aufgefallen.“

„Was?“ fragte Hans Joachim hastig, daß Serkowitz ihn ganz erstaunt ansah.

„Aufgefallen ist wohl nicht der rechte Ausdruck. Bei der großen Befragungsszene im Brautgemach spielte Fräulein Steinau schlecht, man fühlte förmlich, daß ihr die Elsa in diesem Moment nicht lag. Sie spielte so, als sei ihr die quälereiſche

Neugier des jungen Weibes persönlich unangenehm. Die Künstlerin vermochte nicht zu überzeugen, daß sie sogar ihr Herzblut daran setzen würde, um Auskunft auf ihre Frage nach des Gatten Herkunft zu erhalten. Trotzdem das nicht im Sinne der Rolle ist, hat es mir doch gerade gefallen. Ich fühle daraus, daß die anscheinend doch recht junge Künstlerin auch als Weib auf einer sehr hohen Stufe steht.“

Hans Joachims Augen waren förmlich leuchtend auf Elenore gerichtet: „Auf hoher Stufe steht sie auch, Elenore. Fräulein Steinau ist nicht nur eine große Künstlerin, sondern auch ein geistig reich entwickeltes Weib. Nicht wahr, Serkowitz?“

Frau Bracht sah ihren Sohn überrascht an: „Du ereiferst Dich ja förmlich, Hans Joachim. Wegen einer Sängerin! Ich verstehe das nicht. Außerhalb des Theaters ist mir die Person der Elsa-Sängerin absolut gleichgültig. In unsere Gesellschaftsphäre gehört sie nicht, was liegt mir also daran, ob sie besser ist, wie der Ruf der meisten ihrer Kolleginnen!“

„Aber Mama!“ Hans Joachim rief es ganz empört, wurde aber von Serkowitz unterbrochen: „Sagen Sie das nicht, gnädige Frau. Fräulein Steinau steht doch auf einer anderen Stufe, als deren Durchschnittskolleginnen.“ Serkowitz wurde eifrig und winkte Hans Joachim bittend ab, der erregt seiner Mutter antworten wollte: „Ich bitte im vorhinein um Verzeihung, gnädige Frau, daß ich Ihnen widersprechen muß. Ich möchte nur das beweisen, was ich vorhin behauptet habe.“

„Darauf bin ich allerdings neugierig, Herr von Serkowitz. Ich habe nichts, absolut nichts gegen Ihre Sängerin oder deren Kolleginnen, im Gegenteil. Ich erfreue mich ebenso wie Sie und jeder andere Kunstfreund an dem herrlichen Gesang dieser Damen. Aber dafür zahle ich auch meinen Eintritt. Weiter interessierten mich derartige Damen und ihr Privatleben nicht, denn zu unseren Gesellschaftskreisen gehören sie nicht.“

„Fräulein Steinau aber doch, gnädige Frau. Die Dame verkehrt hier tatsächlich in der besten Gesellschaft.“

„Nun ja, man ladet sie zu Dinern und dergleichen ein, um sie singen zu hören. Im gastfreundlichen Hause meiner Eltern verkehrten auch Sänger und Sängerinnen, aber sie wurden nur des Singens wegen eingeladen.“

Bei Fräulein Steinau ist das nicht der Fall. Die Dame verkehrt vollständig gleichberechtigt in unsern besten Familien. Sie singt selten, oder eigentlich nie, wenn sie eingeladen ist. Man ist froh, wenn das geistvolle, fluge Mädchen nur kommt. Bei Niddas und Fernaus, zwei unserer einflussvollsten Adelsfamilien, ist Fräulein Steinau wie zu Hause. Uebrigens ist Steinau nur ein angenommener Name, die Dame entstammt selbst einem alten Adelsgeschlecht.“

„Das verstehe ich nicht, Herr von Serkowitz. Meine Anschauungen sind also wohl veraltet. Ich kann sie aber nicht mehr ummodelln. Für mich würde Fräulein Steinau, wenn sie auch aus adligem Hause stammt, doch immer die Bühnenkünstlerin sein und bleiben, der ich mein Haus höchstens zum Singen öffnen würde. Selbstverständlich gegen angemessenes Honorar. Daß sie von Adel ist, ändert daran nichts, denn für mich ist der Adel nur noch adlig, wenn er mit einem standesgemäßen Auftreten und adliger Gesinnung verbunden ist. Ich kann nicht glauben, daß beides bei einer Bühnenkünstlerin vorhanden sein soll.“

„Mama, Du —“

„Nur, Hans Joachim. Es scheint Dir wohl hart, was ich sage, aber Du weißt besser, als Herr von Serkowitz, wie ich für die Angehörigen der Bretter, die angeblich die Welt bedeuten sollen, empfinde. Diese Empfindung ist älter, wie Du, Hans Joachim, und kann einem mir ganz gleichgültigen Fräulein Steinau zuliebe nicht plötzlich und auf Kommando umgewandelt werden.“

„Ich möchte noch eines anführen, gnädige Frau, was gegen Ihre Theorie und für Fräulein Steinau, richtiger Fräulein von Gerlach sprechen dürfte: Die Künstlerin wird von Herren aus unserer besten Gesellschaft umworben. Sie hat, was notariſch verbürgt ist, erst in allerjüngster Zeit zwei Körbe ausgeleert. Die Bewerber gehören unseren ältesten Adelsgeschlechtern an und sind enorm reich.“

„Dann kann ich nur sagen, daß die beiden Bewerber meinem Gefühl nach es nicht wert sind, diesen ältesten Adelsgeschlechtern anzugehören. Ich bin durch meine Heirat zwar selbst bürgerlich geworden, aber ich fühle trotzdem noch adlig. Das läßt sich nicht so ohne weiteres ablegen. Ich meine, gerade jetzt, wo der Adel so vielfachen Anfeindungen ausgesetzt ist, sollte er erst recht zusammen und seinen Schild rein halten. Mit Bühnenkünstlerinnen, und seien sie auch noch so gefeiert, hilft man unserm Adel nicht auf die Beine.“

(Fortsetzung folgt.)

3000 Rubel!

Stimme von Martin Proslauer.

(Nachdruck verboten.)

Timofej Sudajeff, der Schreiber aus dem Probiantamt, zog seinen Uniformrock zurecht, setzte die Mütze auf und sagte zu dem kleinen, dicken Getreidehändler, der ihn zur Tür begleitete: „Du weißt, Paschka, Bruderherz, ich tu Dir gern einen Gefallen; aber diesmal geht es nicht. Der neue Oberst ist zu streng, er nimmt wirklich nichts!“

Und fassungslos fragte Pawel Semjonow, der Getreidehändler: „Wirklich, er nimmt nichts, gar nichts?“

„Nichts,“ bekräftigte der Schreiber, „nicht einmal viel!“ und dabei schüttelte er den Kopf, um dem Freunde seine Anteilnahme und zugleich die Zwecklosigkeit weiterer Unterhaltungen über diesen Gegenstand anzudeuten. Dann ging er seiner Wege.

Pawel Semjonow schloß die Tür seines Kontors und setzte sich in tiefem Nachdenken vor das Schreibpult. Noch einmal nahm er die Heferlieferungsvorschrift, für die auch er sein Gebot abgegeben hatte, in die Hand. Freilich, 30 000 Rubel Hafer waren keine Kleinigkeit. Der Glückliche, der den Auftrag von der Intendantur bekam, hatte für ein paar Jahre ausgeorgt. Aber wie sollte man darauf rechnen, selbst so glücklich zu werden, wenn der maßgebende Herr, der neue Oberst nichts nahm? —

Lange blieb der ehrenwerte Kaufmann Pawel Semjonow vor seinem Tisch sitzen und stützte den Kopf in die Hände, bis er einen Entschluß faßte. Wenigstens eine Probe wollte er machen. Freund Timofej, der Schreiber, hatte zwar abgelehnt, aber — vielleicht nahm der Oberst doch!

Er ging an den Geldschrank und öffnete ihn.

„Aber vorsichtig, Herrchen, vorsichtig,“ brummte er vor sich hin, „nimmt er, ist es sehr schön — nimmt er nicht, muß man vorsichtig sein!“

Dann zählte er aus dem Schrank dreißig glatte neue Hundertrubelscheine ab und tat das Geld in einen sauberen großen weißen Briefumschlag mit dem Aufdruck der Firma: „Pawel S. Semjonow, Getreide u. Kommissionen engros.“ Was „engros“ war, wußte Herr Pawel Semjonow allerdings selbst nicht, aber der Drucker hatte es hinzugefügt, und es nahm sich sehr gut aus. —

Nun zog er den Belz an, nahm den inhaltreichen Umschlag in die Hand und ging geradenwegs die Straßen entlang zu dem großen grauen Gebäude, in der die Intendantur des Armeekorps untergebracht war.

Ein paar Rubelstücke an die postenstehenden Soldaten halfen nach, und bald stand er im Zimmer des Oberst, der hinter einem flachen großen Tisch saß und eifrig schrieb. Pawel Semjonow brachte sein Anliegen vor.

„Wegen der Heferlieferung?“ fragte der Oberst gleichmütig. „Da mußt Du eben Dein Angebot einreichen, wie alle andern auch!“

„Zu dienen, Euer Hochwohlgeboren,“ sagte Semjonow; „das habe ich natürlich schon getan, wenn Euer Gnaden gestatten. Aber ich wollte Euer Gnaden selbst auf meinen Hafer aufmerksam machen. So einen Hafer haben Euer Gnaden noch nicht gesehen!“

„Na ja, und was soll's?“ fragte der Oberst ungeduldig. „Wenn Euer Hochwohlgeboren die Güte hätten, sich zu überzeugen,“ sagte der dicke Getreidehändler und drehte den weißen Briefumschlag in den Händen, „mein Hafer ist —“

„Das gibt's nicht, Dummkopf,“ unterbrach ihn der Oberst, „der beste Hafer wird gewählt, und damit Schluss!“

„Ergebensten Dank, Euer Gnaden,“ diente Semjonow; „dann bin ich schon beruhigt, denn mein Hafer ist bestimmt der beste!“ —

Er legte den Brief auf das Pult, nahm seine Belzmütze, während der Oberst schon längst weiter schrieb, und stolperte zur Tür hinaus. Dann lief er die Treppe hinunter auf die Straße und rannte aus Leibeskräften weiter, bis er im nächsten Polizeibüro verschwand. —

Als die Uhr zwölf schlug, hörte der Oberst mit seiner Arbeit auf und erhob sich. Da fiel sein Blick auf einen großen Brief, der einsam, wie vergessen, auf der Tischkante lag. Er griff danach, riß ihn auf und fand darin 3000 Rubel in Papiergeld. Erstaunt drehte er das Bündel Scheine in seinen Händen, da sah er den Firmenaufdruck: „Pawel S. Semjonow, Getreide u. Kommissionen engros.“

Der Oberst warf das Geld auf den Tisch: „Na warte, Du verdammter Kerl,“ knurrte er, „das also verschaffte mir die Ehre — diese Freiheit werde ich Dir eintränken!“

Er ging an das Telephon und rief den Vorsitzenden des Kriegsgerichts an. Und da seit Kriegsbeginn das Standrecht in der Stadt erklärt war, ging das Verhängnis einen schnellen Weg. Eine Stunde später saß der Kaufmann Semjonow schon in der Zelle des Militärgefängnisses; und wiederum zwei Stunden später trat er, von Gendarmen geführt, in den kleinen Gerichtssaal, wo auf erhöhten Sitzen die Kriegsgerichtsräte mit finsternen Mienen saßen. Zur Seite stand der Oberst aus der Intendantur.

Auf die Rede des Anklägers hin, die den Getreidehändler, Kaufmann P. S. Semjonow der versuchten Bestechung beschuldigte, machte der Angeklagte ein harmlos erstauntes, ja gekränktes Gesicht.

„Ich, Euer Exzellenz,“ sagte er entrüstet, „ich hätte einen Offizier, einen Beamten unseres Zaren — den Gott schützen möge — bestechen wollen? — Niemals!“

Der Militärrichter fuhr ihn an: „Angeklagter, wollen Sie etwa leugnen, daß Sie die Absicht hatten, den Herrn Oberst hier zu bestechen?“

Semjonow machte in unendlichem Erstaunen den Mund weit auf: „Ich — ich,“ stotterte er, „ich schwöre bei allen Heiligen, nie hätte ich das gewagt!“

Der Richter wandte sich an den Oberst: „Herr Oberst, wollen Sie die Güte haben und dem Angeklagten selbst den Beweis vorlegen, damit er einsieht, daß sein freches Zeugnis nichts hilft!“ —

Der Oberst zog einen weißen Brief aus der Tasche, dem er langsam ein Bündel Rubelscheine entnahm. Pawel Semjonow stieß einen Freudenstich aus: „Gott sei gelobt, Euer Gnaden, das ist ja mein Geld, mein geliebtes Geld! Euer Hochwohlgeboren selber haben geruht, mein Geld zu finden!“

„Ja,“ sagte der Oberst, „Du frecher Kerl, auf meinem Schreibtisch!“

Semjonow schlug sich mit der Hand vor den Kopf, daß es knallte: „Ich Heil, ich alter Narr,“ schrie er, „überall habe ich das Geld gesucht, jedes Eckchen in meinem Hause habe ich umgekehrt nach meinen verschwundenen dreitausend Rubeln, zur Polizei bin ich gelaufen, und dabei habe ich es bei Euer Gnaden vergessen!“

Die Richter sahen sich unsicher und erstaunt an.

„Angeklagter, ist das wahr?“ fragte der Vorsitzende.

„So wahr mir Gott helfe und ich ein rechtgläubiger Russe bin,“ antwortete Pawel S. Semjonow feierlich und schlug das Kreuz.

Der Vorsitzende erhob sich.

„Sie wollen der Polizei den Verlust gemeldet haben? Wo denn?“ —

„In meinem Bezirk, Euer Exzellenz,“ sagte der Getreidehändler, „auf das Amt in der Prokurnaja bin ich wie ein Verirrter gelaufen und hab' den Verlust angezeigt — so wahr ich rechtgläubig bin!“ —

Der Richter winkte einem der Gendarmen, der zur Tür ging und bald mit dem Bescheid wiederkam, der Herr Polizeikommissar ließe sagen, daß heute früh der Kaufmann Semjonow erschienen sei und das Verschwinden von 3000 Rubel Papiergeld in einem weißen Brief ordnungsgemäß zu Protokoll gegeben habe.

Die Richter steckten die Köpfe zusammen, dann erklärte der Vorsitzende den Angeklagten für freigesprochen.

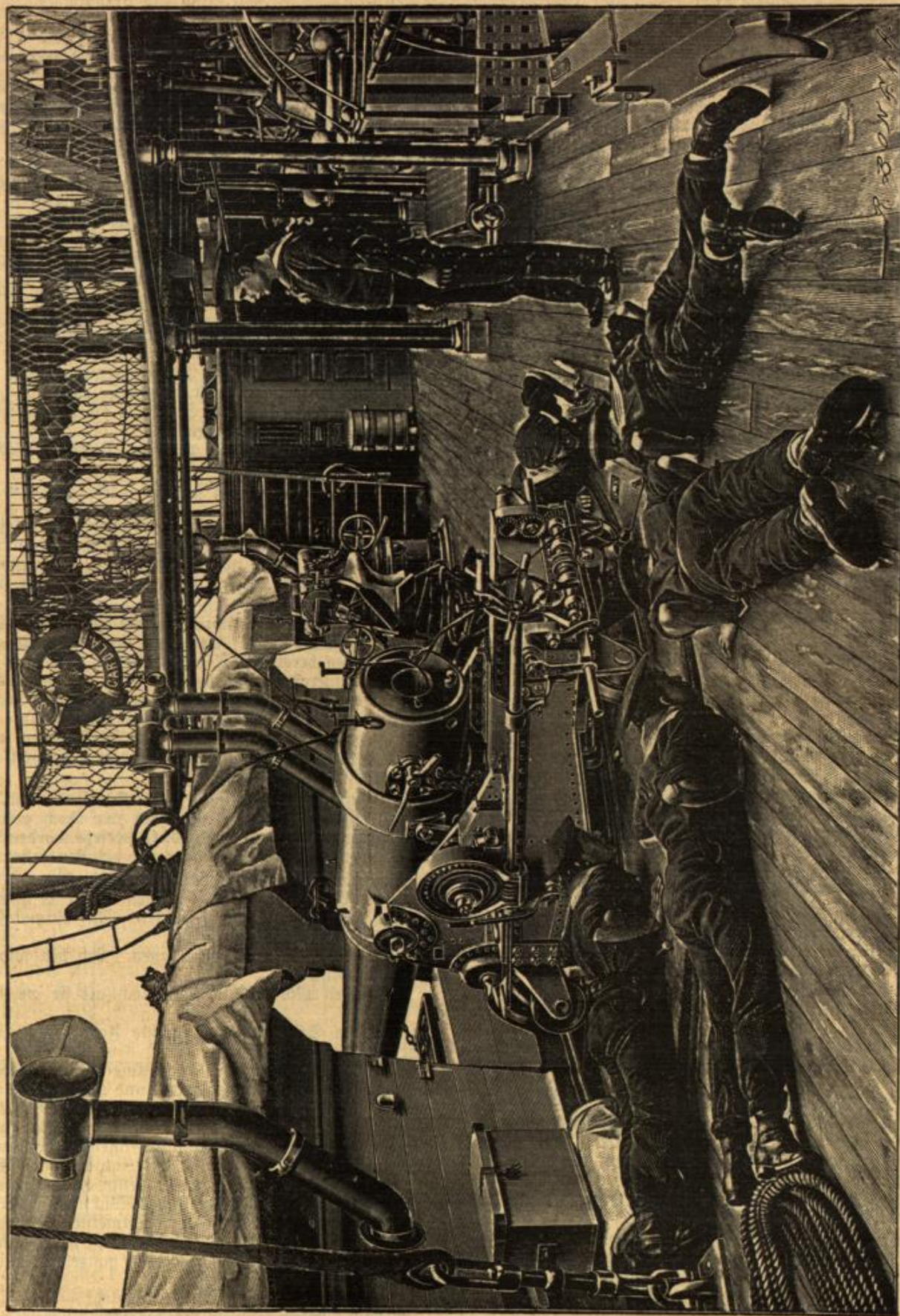
Zu dem Oberst gewendet sagte er: „Darf ich um das Geld bitten, Herr Oberst, damit ich es dem Kaufmann Semjonow hier ausbändigen kann?“

Der Oberst überreichte den Umschlag dem Vorsitzenden, der ein Protokoll diktierte und Pawel Semjonow zum Unterschreiben an den Tisch rief. Dann gab er ihm den Umschlag mit dem Geld und sagte freundlich: „Herr Kaufmann Semjonow, Sie können gehen!“

Und Pawel S. Semjonow ging unter tiefen Verbeugungen zur Tür, die krachend hinter ihm ins Schloß fiel. —

Auf der Straße blieb der Getreidehändler stehen, nahm die Belzmütze ab und fragte sich den Kopf: „Da habe ich mich gut aus der Schlinge gezogen,“ dachte er zufrieden, „und sogar mein schönes Geld habe ich gerettet!“

Mit stillem Schmugeln suchte er in den Taschen des Belzrock, bis er in der Innentasche den Brief fand. Er zog ihn heraus und ließ halb unbewußt zählend, die Hundertrubelscheine durch die Finger gleiten. Blököch blieb er



Das Kommando: „Halt! — Deckt Euch!“ bei der Bedienung der Schiffsgeschütze. Nach einer Photographie von Arthur Renard.

stehen, riß die Augen auf, stierte auf den Weg, den er gekommen war, und dann auf die Fenster des Gerichtsgebäudes, hinter denen er eben noch gestanden hatte. Wieder und wieder zählte er das Geld in seinen Händen, schüttelte den Kopf und

sah sich um. Dann durchwühlte er die Taschen — aber alles Zählen und Suchen half nichts. Denn statt der dreitausend Rubel, die er heute früh aus dem Geldschrank genommen hatte, hielt er nur noch zehn Hundertrubelscheine in der Hand! —

Gescheitert.

(Fortsetzung.)

Roman von Viktor Gelling.

(Nachdruck verboten.)

„Egon hat kein Verständnis für meine Kleinigkeiten,“ meinte sie, als Fedor ihr ein Kompliment machte. „Komm, nur nicht zu seiner Schwadron! Er soll im Dienst eifrig sein. Der kleine Pleßburg hat mir's verraten. Ich habe ihn sehr gern. Ganz Dienst ist Egon. Anfangs bin ich ganz eifersüchtig auf seine Schwadron gewesen. Und dabei tut es ihm gar nicht gut. Er soll sich doch schonen.“

„Nicht ausgeschlossen. Uebrigens ist die Freude auf meiner Seite. Der Abschied von Goldap ist mir ziemlich leicht gefallen. Hier ist man doch endlich mal wieder unter Menschen!“

Gilda lachte immer noch.

„Jedenfalls ist es riesig nett. Und wir haben Dich ja nie wieder seit unserer Hochzeit in Falsitten. Wir haben eine herrliche Hochzeitsreise gemacht — Venedig — Rom! Es war himmlisch. Egon hätte am liebsten seinen Dienst quittiert, so sehr gefiel es uns.“ Ihre Worte überprüdelten sich ordentlich. Sie war ganz Leben, Heiterkeit, Sonne.

„Sie ist ja wönig!“ konstatierte Fedor im stillen. „Ich danke dem Schöpfer,“ setzte er laut hinzu, „daß mein verehrter Vetter das nicht getan hat. Ich hätte ja sonst nicht das Glück, Euch hier zu treffen.“

„Ich habe ein Zimmer für Dich fertig machen lassen, wir hatten Dich aber erst morgen erwartet. Aber Du bleibst doch gleich hier, nicht wahr?“

„Du bist sehr gütig. Ich ahnte gar nicht, daß Ihr auf mich so fest gerechnet hattet. Vor der Hand wohne ich im „Blauen Storch“.“

„Siedelst aber natürlich umgehend zu uns über,“ sagte der Rittmeister, „bis Du eine standesgemäße Wohnung gefunden hast. Ich habe mich schon umgesehen. Es kommen nur zwei in Frage. Eine liegt ganz in unserer Nähe —“

„Die nehme ich natürlich!“

„Ne, das geht nicht. Das ist die weniger empfehlenswerte. Die andere ist moderner. Die wird Dir mehr gefallen, wie ich Dich kenne. Freilich, 'n bißchen weit draußen. Die hat sich voriges Jahr der arme Felsen bauen lassen. Richtige kleine Villa. Er ist ja leider Gottes verrückt geworden — gleich in den Flitterwochen. Unheilbar. Die Frau ist nach Berlin gezogen. Sie vermietet jetzt das Haus.“

„Die Vermietung!“

„Wir können gleich mal hinfahren. Gilda soll sowieso noch an die Luft. Wie denkst Du, Mauschen?“

„Gewiß,“ sagte Gilda. „Du kannst anspannen lassen. Wir essen um sechs, Fedor. Bis dahin sind wir zurück. Die Wohnung hier in der Nähe ist wirklich nicht, wie Du sie brauchst — da hat Egon ausnahmsweise einmal recht —“

„Na, erlaube mal!“

„Ausnahmsweise recht,“ wiederholte sie lachend. „Es hat ein Stabsarzt drin gewohnt. Es ist eine ganz verwohnte Etage.“

„Es scheint, daß sich auch darin meine liebenswürdige Ausrufe um ein Unterkommen für meine Wenigkeit gekümmert hat?“

„Aber sehr! Egon versteht das viel weniger, als ich. Ich sagte sofort, Fedor muß die Wohnung von Felsen mieten.“

„Stall und alles ist da,“ ergänzte der Gatte. „Der Hausmann hat den Auftrag von Frau von Felsen, das Haus so schnell wie möglich zu vermieten.“

„Dann wollen wir uns mit dem Tee beeilen. Willst Du unsere Wohnung sehen?“

„Aber gern!“ Fedor Gog von Reichenhausen stand auf. Der Rittmeister klingelte. Er war einen Kopf kleiner als sein Vetter. Er hatte früher sehr gut ausgesehen. Jetzt war er herzleidend. Er mußte sich schonen, hatten ihm die Ärzte gesagt.

Gilda, geborene Gräfin Demmin-Wolmirstadt, führte den Vetter ihres Mannes in die Nebenzimmer. Die beiden hatten sich erst ein einziges Mal — eben zu Gildas Hochzeit auf Schloß Falsitten — gesehen, und doch war es beiden, als wären sie schon längst Vertraute. Sie scherzten wie zwei alte Kameraden, als sie die Zimmer durchschritten, Gilda immer zwei Schritte vor-

aus, alles erklärend, immer sprühend von lustigen Einfällen. Es kam ihr gar nicht darauf an, sich selbst schlecht zu machen.

„Habe ich nicht damals einen fürchterlichen Geschmack entwickelt?“ fragte sie. „So war ich damals, als ich mit Egon die Einkäufe machte.“

Fedor fand alles schön, blieb stehen und bewunderte. Gildas eigenes Zimmer war mit Rippes überladen. Aber es war kein Trödel darunter, das sah er sofort. Das waren nicht die nüchternen und billigen Rippes, die man im Zimmer einer armen Oberstentochter fand. Es war ein kleines Museum; zwar etwas reichlich bunt, aber nicht ohne Geschmack.

„Ihr solltet mal eine hübsche Urlaubsreise unternehmen.“

„Das will er nicht. Er langweilt sich schon auf dem üblichen Sommerurlaub. Keine drei Wochen hält er's ohne seine geliebte Schwadron aus.“

„Offen gestanden — ich bin da etwas anders geraten. Solcher Ehrgeiz liegt mir nicht.“ — Sie lachte.

„Ich glaub's,“ sagte sie. Sie hatte die Teemaschine angezündet. Egon kam mit Zigaretten.

„Du kannst hier ruhig rauchen, Vetter. Gilda raucht selbst.“

„Und wie!“ setzte Gilda hinzu. „Ich finde die Zigarette köstlich!“

„Das hat schon Wilde gesagt. Sie sind der erlesenste Genuß. Sie reizen an und lassen dennoch unbefriedigt.“

„Deshalb hat Gilda neulich fünfzehn Zigaretten an einem Nachmittage geraucht. Es wäre mein Tod — aber sie hört ja nicht.“

Man nahm den Tee. Gilda reichte dem Vetter ihres Gatten die halbgefüllte Tasse. Er dankte ihr mit den Augen. Ihr Blick ging ihm bereits in Herz und Blut. Es war schon im Goldaper Kameradentreife bekannt, daß er schnell Feuer zu fangen pflegte. Er sagte sich stets bei solchen Gelegenheiten, daß er das nun einmal so an sich habe. Was konnte er dafür, daß er so gefühlvoll war? Was ließ sich dagegen sagen, daß er einen so ausgesprochenen Sinn für alle Schönheit auf dieser Erde hatte?

Er lehnte sich behaglich in den Korbstuhl und auf dem weichen, seidenen Kissen zurück. Es war doch geradezu ein Glück, daß er in dieses Nest Neuburg versetzt worden war. So ein angenehmes Nest konnte man sich gefallen lassen.

Egon schob dem Vetter das Rauchzeug hin und nahm in einem gegenüberstehenden hochlehnten Armstuhl Platz. Gilda knabberte an den glacierten Früchten. Auf einmal sprang sie auf.

„Männer — ich höre den Wagen. Ich bin sofort fertig. Ihr entschuldigt.“

Die beiden Männer sahen ihr nach, als sie ins Nebenzimmer flatterte.

„Wie ein Schmetterling,“ dachte Fedor, dem zartweißen Spitzengewoge nachblickend.

„Wild? Was?“ meinte der Rittmeister. Er fuhr sich mit seinem Taschentuch über die Stirn, und ohne eine Antwort zu erwarten, fuhr er fort: „Man ist eben ein vielgeplagter Mensch. Und nun gar erst der Dienst.“ Er zog sein Taschenbuch hervor, das ihn in grünem Ledereinband auf allen Wegen unzertrennlich zu begleiten pflegte, und notierte sich ein paar Worte.

„Du mußt mich ein paar Momente entschuldigen, Feddy — aber ich hätte hier beinahe etwas Wichtiges vergessen, was ich unbedingt noch mit meinem Wachmeister besprechen muß. Du glaubst gar nicht, wie voll ich den Kopf habe — die Musterung steht vor der Tür. Ich habe den ganzen Vormittag Aufstellungen gehabt.“

„Das heißt, Du hast sie selbst angelegt —“

„Gewiß. Einer muß es doch machen.“

„Ich dachte, Du hättest einen zuverlässigen Kammerunteroffizier. Andere Eskadronchefs, wie zum Beispiel —“

„Menichenskind, zuverlässig! Heutzutage ist auf keinen Menschen mehr Verlaß. Wenn man nicht selber ansieht, wo man nicht bei is — da sollst Du mal erleben, wie das drunter und drüber geht.“

Fedor sah seinen Vetter von der Seite an und schnippte die Zigarrenasche ab. Dieser Rittmeister schien ja wirklich ein blindwütiger Kommisshmann geworden zu sein. Hielt sich für unentbehrlich in der Schwadron! Welche Einbildung! Er sah noch Gilda vor sich, wie sie eben hinausgeeilt war. Der Gedanke kam ihm, daß diese überprüdelnd lustige Frau eigentlich doch gar nicht zu dem Vetter Egon paßte.

Egon war nie eine besonders ausgeprägte Persönlichkeit gewesen. Höher organisiert war sein Geistesleben nicht. Fedor wunderte sich plötzlich im stillen, daß Gilda gerade diesen kühlen, leidenschaftslosen Vetter zum Manne genommen hatte.

„Wie alt ist Deine Frau eigentlich?“ fragte er.

Der Rittmeister klappte sein Notizbuch zu. „Gilda? — Zweiundzwanzig. Ja, ja, mein Junge, — die Zeit vergeht. Als ich um Gilda anhielt, war sie kaum achtzehn.“

Der Diener meldete, daß der Wagen vorgefahren sei.

3.

Oberleutnant Bernhard Müllers hatte sich am Nachmittag auf den Weg nach der Wohnung des Regimentsadjutanten gemacht. Der Adjutant, Leutnant Freiherr von Brandenburg, war aber nicht zu sprechen gewesen. So war Müllers, der noch immer Zivil trug, auf die Wohnungssuche gegangen. Herr Goldammer hatte ihm die freien Wohnungen genannt.

Auf gut Glück machte Müllers sich auf den Weg. Das Wetter hatte sich aufgeheitert, vom Wind waren auch die Straßen trocken geworden, und jetzt, in der Nachmittagssonne, sah Neuburg, wie Müllers fand, gar nicht so übel aus. Am Ende einer von einer leeren Straße unterbrochenen, mit einigen Pappeln bestandenen Straße und etwas seitab gelegen lag die kleine weiße Villa, die ihm der Hotelier empfohlen hatte. „von Felsen“ stand auf dem Messingschild. Aber die Villa war leer. Ein Schild wies Mietslustige an den Hausverwalter.

Diese Villa gefiel Müllers auf den ersten Blick, und als ihn der Hausmann nun herumführte, als er die hübschen, hellen Räume und schließlich den modern eingerichteten Stall in Augenschein nahm, stand es bei ihm fest, daß er diese und keine andere Wohnung mieten würde. Das einzige Bedenken, das er hatte, war die Sorge, daß man ihm im Regiment den Luxus würde vorwerfen können, daß er als Junggeselle sich eine derartige Wohnung hielt. Sicherlich gab es in dem neuen Regiment viele, die sich einen derartigen Luxus nicht leisten konnten, und es war ihm peinlich, wenn er in den Verdacht kommen sollte, daß er „aufbaue“.

Der Hausmann erbot sich, sogleich an die Besitzerin in Berlin zu telefonieren. Und eine halbe Stunde später war der Mietkontrakt geschlossen.

Als Bernhard Müllers den Rückweg antrat, sah er in einem Kupee seinen Reisebegleiter Gog von Reichenhausen, einen Herrn in Uniform auf dem Rücksitz und eine Dame an seiner Seite. Es war gut, daß er nicht ahnte, was die Herrschaften in diese Gegend führten, und daß er nicht hörte, was gleich darauf Reichenhausen sagte.

„Vermietet? Ausgeschlossen!“ rief er dem Hausmann zu. „Ich denke, Gilda, über dieses Haus verfügt einzig und allein Deine Freundin Asta Felsen.“

„Gewiß. Hier muß ein Irrtum vorliegen. Sie können diese Wohnung nicht so mir nichts Dir nichts an einen fremden Menschen vermieten.“

Der Hausverwalter zuckte die Achseln. „Tut mir leid. Die Wohnung hat bereits Herr Oberleutnant Müllers gemietet.“

„Ich werde sofort an Asta telegraphieren. Du hast doch die Adresse, Egon. Wir dulden das unter keinen Umständen, daß uns dieser landfremde Mensch die Wohnung wegknappt.“

„Gnädige Frau,“ sagte der Hausmann bestimmt, „daß Sie telegraphieren, dürfte wenig Aussicht auf Erfolg haben — ich habe bereits mit der Frau Baronin in Berlin telephonisch gesprochen und ebenso der Herr Oberleutnant.“

„Aber das ist ja unerhört!“

Der Hausmann lehnte den Dreien den Rücken.

„Kommi!“ sagte der Rittmeister und nahm Gildas Arm. „Zu machen ist hier wirklich nichts. Müllers hat die Wohnung gemietet und damit basta. Uebrigens ist sie ja auch recht teuer, Du sparst eine ganze Stange Gold, Fedor, wenn Du nun zu der anderen Wohnung greiffst.“

„Sparen? An der Wohnung? Erlaube, daß ich widerspreche —“, er war der Rufine beim Einsteigen behilflich — „nee, Egon, an der Wohnung, die doch sozusagen 's halbe Leben ist, da soll der Mensch nicht sparen.“

„Könnte immerhin nichts schaden — unter uns gesagt.“

Der Rittmeister blinzelte den jüngeren Vetter von der Seite

an. Fedor mußte, was der andere damit sagen wollte und biß sich auf die Lippen.

Das fehlte gerade noch, daß der Vetter ihn schulmeisterte. Und noch dazu in Gegenwart von Gilda! Derartige Anspielungen würde er sich energisch ein- für allemal verbitten. Daß er Schulden gehabt hatte, war richtig. Daß sie leidlich hoch gewesen waren, dito. Aber sie waren ja längst so gut wie bezahlt, und der ehrenwerte Vetter Egon war an der Rangierung völlig unbeteiligt.

Gilda merkte die Verstimmung sofort. Sie lenkte das Gespräch auf „diesen Müllers“.

„Bombist ist der junge Mann also, der sich hier herein-drängt?“

„Herein-drängt ist nicht das richtige Wort,“ sagte der Gatte. „Der Mann ist außerordentlich gut qualifiziert.“

„Ja, ja doch — aber doch eben Müllers!“

„Ja, das ist nun einmal so. Ich habe es Fedor schon gesagt, es paßt mir auch nicht, daß unser Oberst alle möglichen Herrschaften annimmt, aber wenn sie nun einmal da sind, da sind sie eben Regiment, da sind sie die unseren. Das ist meine Ansicht.“

„Die unseren? Das sagst Du, der Standesstolze?“

Egon drehte an seinem Rärtchen. „Verstehe mich doch recht, Mausfelsen —“

Aber sie wollte ihn gar nicht verstehen. „Das liegt alles an diesem furchtbaren Oberst Dürr,“ sagte sie zu dem Vetter ihres Mannes gewendet. „Der hat überhaupt kein Verständnis für den Adel, der nähme, wenn es nach ihm ginge, Krethi und Blethi an. Du wirst Deine helle Freude an ihm erleben, Fedor. Der Mann stammt natürlich aus Syd und geht für den Kommiß durchs Feuer. Laß Dich beileibe nicht mal in Zivil von ihm erwischen. Dieses Kleidungsstück kennt er überhaupt nicht.“

„Mausfelsen!“ drohte der Rittmeister. „Du übertreibst wieder!“

„Ganz und gar nicht. Ich sage doch, was Ihr alle sagt. Ich versichere Dir, Fedor, dieser Oberst Dürr ist schon soup-conneur, wenn nur vom „Bürgerlichen Gesetzbuch“ die Rede ist, und seine Familie kann es um Himmelswillen nicht vertragen, wenn das Gesprächsthema etwa auf „alte Familien“ kommt.“

„Familie hat er also auch?“ fragte Fedor.

„Freilich. Zwei Töchter. Irene und Pauline heißen die Glückseligen. Sie messen beide eins, achtzig. Für tanzfähige Damen eine respectable Länge.“

„Dort kommt ja Charlie Brandenburg — das trifft sich gut!“ rief Frau Gilda aus.

„Richtig!“ Der Rittmeister ließ halten.

Brandenburg kam sofort heran und küßte Gilda die Hand. „Erlauben Sie, lieber Charlie, daß ich Ihnen meinen Vetter vorstelle? — Unser leichtbeschwingter Adjutant!“

„Außerordentlich erfreut!“ Die beiden Herren schüttelten sich die Hand. „Sie sind uns herzlich willkommen, wir hatten Sie gar nicht so schnell erwartet. Sie nehmen wohl noch Urlaub?“

„Ich habe eigentlich die Absicht, gleich ganz der Zbrige zu sein. Mein Schneider hat in fabelhafter Geschwindigkeit die neuen Uniformen hergestellt. Sie sehen mich bereits morgen früh bei meiner Meldung.“

„Wird uns eine Ehre sein. Notabene gleichzeitig mit Ihnen ist ein Artillerist in Neuburg gelandet. Der junge Mann hat mich soeben aus dem tiefsten Nachmittagschlaf aufstören wollen. Der Herr heißt —“

„Müllers!“

Aus einem Munde riefen es Gilda und Fedor. Jetzt lachten alle vier, sogar der Rittmeister stimmte mit ein. Herr von Brandenburg bekam ausführlich die Geschichte mit dem Pech der neuen Wohnung zu hören. Gildas Worte übersprudelten sich förmlich. Sie flocht ungeniert Ausdrücke der Empörung über diese „Findigkeit“ des „gewissen Herrn Müllers“ ein. Brandenburg zuckte die Achseln. Er war mehr belustigt von dieser Angelegenheit. Vielleicht ließe sich auf gütlichem Wege, meinte er, etwas ausrichten. Man könne ja den Versuch machen, Herrn Müllers —

Aber dagegen protestierten die beiden Vetter Reichenhausen. — „Gänzlich ausgeschlossen,“ sagte der Rittmeister.

„Und bitten und betteln nun gleich gar nicht! Ich werfe mich Gott sei Dank nicht weg,“ erklärte der Oberleutnant. Im stillen hatte er sich schon mit der Angelegenheit abgefunden. Erstens war er von Goldap her gar nicht mit einer Wohnung verwöhnt und zweitens — die andere Wohnung, die in Frage kam, lag in unmittelbarer Nähe der Villa des Rittmarshausener Veters. Sein Blick streifte unwillkürlich das Gesichtchen seiner schönen Rufine.

(Fortsetzung folgt.)

